



Beilage zum Oberurseler Bürgerfreund.

Verlag von Heinrich Verlebach in Oberursel.

F. Ronfort.

Selbst gerichtet.

Nach den Aufzeichnungen eines Mitkämpfers in den Befreiungskriegen.

Von M. Voebell.

(Nachdruck verboten.)

Die Schlacht von Waterloo hatte am 18. Juni 1815 stattgefunden, aber obgleich die vereinigten Preußen und Engländer die Franzosen vernichtend geschlagen hatten, mußten sie noch eine Anzahl kleinerer Kämpfe bestehen, bevor sie Paris zu erreichen vermochten. Endlich waren die Verbündeten am 6. Juli vor der französischen Hauptstadt angelangt, und nachdem eine Anzahl Verpönderter sich noch eingefunden hatte, stand das ostpreussische Infanterie-Regiment Nr. 4, in dem ich als Leutnant diente, am 7. Juli früh in der Gegend der Vorstadt Pantin.

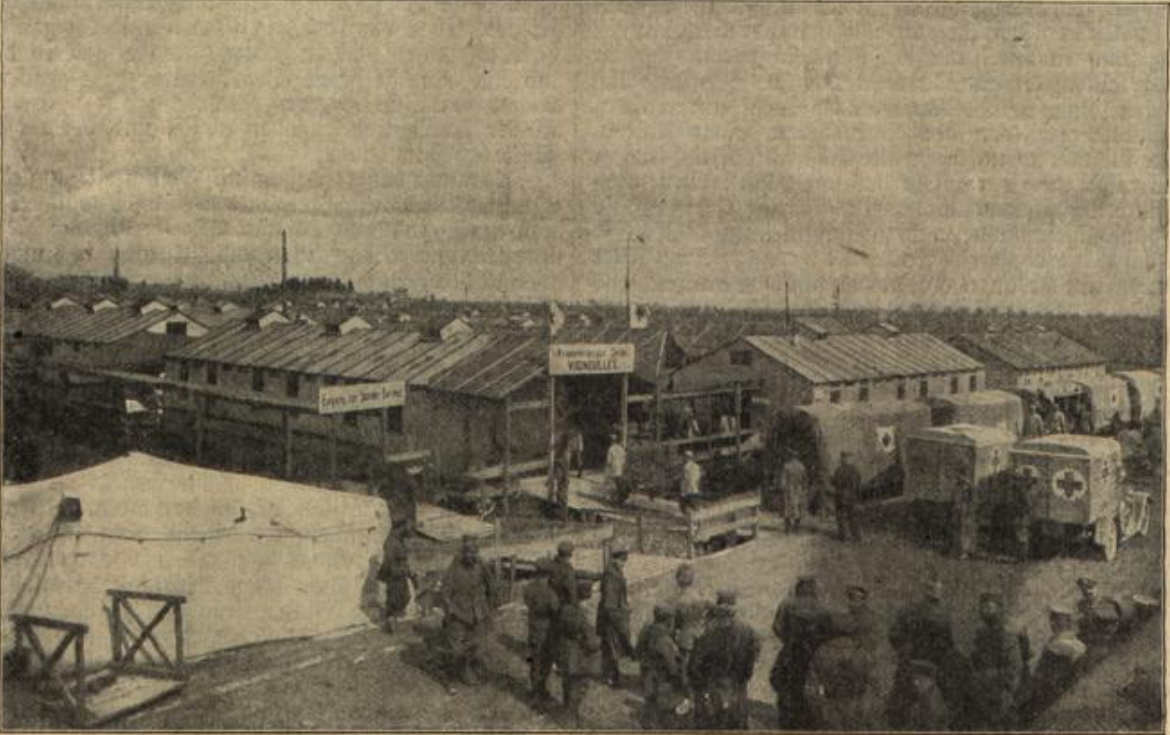
Mit Ungeduld erwarteten die Truppen den Einmarsch in Paris, aber noch manche Stunde verging bis dahin. Nachdem dann der Einzug erfolgt war und auf dem Place Ludwigs XV. eine Parade stattgefunden hatte, rückten wir in unsere Quartiere, die sich meist in minder bemittelten Häusern und in leerstehenden Kasernen befanden. Ich hatte durch besondere Vergünstigung mein Quartier in einem besseren Bürgerhause zugeteilt erhalten. — So ging ich denn bald mit meinem Durcheinander, das Quartierbillet in der Hand und die Häuserreihen musternd, auf die Suche nach dem schwer zu findenden Unterkommen. Endlich entdeckte ich es. Es war Nr. 7 in der Straße du Regard im Faubourg St. Germain, einer menschenleeren, stillen Gegend, wo man eher glauben konnte, sich in einem Provinzialstädtchen zu befinden, wenn nicht das stattliche und vornehme Aussehen der Gebäude das Gegenteil bewiesen hätte. Eine ziemlich hohe Mauer, in der sich ein eisernes Tor befand, verbarg die Front des Hauses, das im vor-

nehmen Stile erbaut war und aus einem Mittelteil und zwei Seitenflügeln bestand; davor breitete sich ein geräumiger Hof aus, durch dessen grasbewachsene Fläche sich ein Fußsteig nach einer Tür in einem der Flügel hinzog. Das Tor war verschlossen.

Nach mehrmaligem Läuten erschien eine alte Frau, die jedoch bei dem Anblick fremder Soldaten erschrocken lehrte machte und wieder verschwand. Mein ungestümes Pochen an dem Tor rief sie abermals heraus und veranlaßte sie schließlich, nach unserm Begehre zu fragen. Aber es schien unmöglich, ihr begreiflich zu machen, um was es sich hier handelte, und als dieses endlich gelungen war und sie uns nun auf jede mögliche Weise abzufertigen versucht hatte, lief sie endlich mit verstörter Miene ins Haus zurück.

Schon fing der Abend an zu dämmern und wir standen noch immer auf der Straße, hungrig, durstig und müde bis zum Umfinken. Mein Diener Gudatis schimpfte in seiner litauischen Heimsprache, und auch ich geriet allmählich in eine gelinde Mut, bis wir endlich den Hausflur sich erhellen sahen, worauf die

Alte heraustrat, das Tor öffnete und uns mit etwas größerem Entgegenkommen einzutreten nötigte. Das Quartierbillet lautete auf Herrn de Brancailles und ich erhielt auf meine Frage nach dem Hausherrn zur Antwort, daß er sich unpäßlich befinde und nicht zu sprechen sei. Wir stiegen eine breite Treppe hinauf; die Alte führte uns, in dem sie mit einer Kerze vorleuchtete, über einen Korridor, und öffnete



Das deutsche Feldlazarett und Verwundetentransportstelle in Vignacelles.

Die Barackenstadt liegt in dem heilsumfritten Winkel, den die deutsche Kampffront bei St. Mihiel bildet; in der Voivre-Schlacht strömten hier zahlreiche Verwundete zusammen.

dann nicht ohne Schwierigkeit eine hohe Flügeltür, die in eine Reihe prächtiger, aber in veraltetem Geschmack ausgestatteter Zimmer führte.

„Hier, mein Herr,“ sagte sie, das Licht niederlegend, „diese Räume stehen zu Ihrer Verfügung!“ und mit den Worten war sie auch verschwunden.



Ein Flugzeug mit Bombenwerfer. (Mit Text.)

Wilhelm kehrt zu seinem Gespann zurück, die zwei Eskadronen sind vorbei. In seiner Trainuniform kommt er sich plötzlich ganz



Ahmed Djemal,

Sohn des Djemal Pascha. (Mit Text.)

ganze Kompagnien, ganze Bataillone daraus hervor. Tausendfacher Tod schlägt diesen zum Sturme Entschlossenen aus der nahen französischen Stellung entgegen. Er sprüht verderbenbringend aus Kanonenschländen, aus Maschinengewehren, aus Flintenläufen. — Viele der Verwunden sinken nieder, blutende Wunden werden gerissen, aber die Reihen schließen sich wieder schnell.

Jetzt schweigen auch drüben die Kanonen, und der Augenblick ist da, wo ein Ringen auf Leben und Tod stattfinden soll. Blut, viel Blut fließt und wird vergossen im heißen, leidenschaftlichen Männerstreit. — Und da setzen die Geschütze von drüben wie hüben wieder aufs neue ein. Die von drüben richten ihr mörderisches Feuer auf die nachdrängenden Bataillone, die von hüben beschiesen die

gegenüberliegende Artilleriestellung. Ein ohrenbetäubendes Getöse, ein furchtbares Gebrüll, ein schreckliches Bullern und Dröhnen.

Aber die erste Gefechtslinie ist von den Deutschen genommen, die überlebenden Sieger führen mit Stolz Hunderte gefangene Gegner zurück, während die nachstürmenden Massen sich auf die nächste französische Stellung werfen. Dort entspinnt sich ein furchtbares Ringen. Beide Parteien sind dort härter, denn auch der Gegner hat Reserven herangezogen. Bis an den Knien waten die kämpfenden Männer im Schlamm und wer hinsinkt, wer zu Tode getroffen wird, der findet gleich sein morastiges Grab. Dort, in der zweiten Kampfslinie, dauert die Entscheidung länger, der Kampf wird spannender.

Die erste Linie wurde überrumpelt, aber die nächste fand Zeit, sich zur Gegenwehr zu setzen. Deutsche, bärtige Landwehrmänner, ringen dort auf Leben und Tod mit dem erbitterten Gegner. Wieviel rheinische



Frau Dr. Lantisch-Burian,

der erste weibliche österr. Militärarzt. (Mit Text.)

Frauen sind in dieser schicksalsschweren Viertelstunde Witwe, wieviel Kinder am Niederrhein vaterlos geworden? Viele, viele — —!

Und wie viele von der Gegenseite! — — Aber sie haben gesiegt, die rheinischen Landwehrleute, gesiegt über Franzosen und ihre schwarzen Helfer. Mancher von ihnen hat zwar diesen Sieg mit seinem Herzeblut, mit dem Glüd seiner Familie bezahlt — aber, er ist errungen, erfochten. —

Der weibliche, tatthaltige Schlammer färbt sich an vielen Stellen rötlich, es ist Menschenblut — deutsches und französisches Blut, beides rot. Dessenungeachtet bringen die deutschen Scharen weiter, von einer Stellung zur andern, — immer weiter bringen sie siegreich vor. Schon haben die deutschen Stürmer die französische Artilleriestellung erreicht, schon sind die mörderischen Geschütze zum Schweigen gebracht, die Kanoniere niedergehauen. Da rücken neue gegnerische Scharen heran. Wild sind sie



Verwundetenverbandstelle Vigneulle: Verwundete nach den Gefechten in der Woëvre-Ebene. Photobur. Hoffmann.

auszubauen in ihrer bunten, malerischen Tracht. Mit lautem Geschrei und glänzenden Blicken wälzt sich die Masse von Buaven und Turlös heran, kommen sie näher und näher. Werden unsere abgespannten Leute auch diesen Anprall noch erfolgreich abwehren können? — Und wie sich nun mit wuchtiger Gewalt die erbitterten frischen Massen auf die scheinbar erschöpften Landwehrmänner werfen, da wachsen denen neue Kräfte. Kolben, Bajonette, Piken und Ätze räumen schrecklich auf, aber auf die Dauer sind sie doch dieser wilden Übermacht nicht gewachsen. Da stürmen die deutschen Reiterleute zu Fuß heran, sie bringen ihren Kameraden ungestüme Hilfe. — Sechs Uhr abends.

Der blutige, wilde Kampf hat sich ausgetobt, das Gewühl der Schlacht ist verstummt. Die Deutschen haben die dem Gegner entrissenen Stellungen behaupten können, trotzdem dieser immer wieder neue Versuche machte, sie zurückzuerobern. Wohl zehn solcher Angriffe der verzweifeln den Franzosen sind hintereinander abgeschlagen worden, unter schweren Opfern auf beiden Seiten. Das Material zum Bauen von Verschanzungen und Verhauen, das die Trainkolonne mitgeführt, wird jetzt bei hereingebrochener Dunkelheit in die eroberten Stellungen gebracht. Diese, die schwer durch das Artillerief Feuer der letzten Tage gelitten haben, sollen wieder in regelrechten Verteidigungszustand gesetzt werden. Nach Möglichkeit wird die größte Vorsicht und Ruhe dabei beobachtet, denn den wachsamten Franzosen ist nicht zu trauen, und ihre Artillerie schießt nicht schlecht.

Wilhelm steht bei seinen abgetriebenen Gäulen, sein Fahrzeug ist bereits entladen und nun heißt es warten, bis alle fertig sind. Ganz seltsam ist ihm ums Herz. Der Tag und die heutigen Erlebnisse waren doch gar zu schrecklich. „Ob sie wohl noch alle leben, die Bekannten und Freunde?“ denkt er bei sich. Und wie er noch darüber nachgrübelt und von Mitleid und Schmerz in tiefster Seele erfasst wird, vernimmt er ein leises Stöhnen, ein schmerzhaftes Wimmern. Es muß ganz in der Nähe sein, und so leuchtet er mit seiner elektrischen Taschenlampe das Feld rund um sich her ab. Da ist's ihm, als ob sich drüben der schlammige Boden bewegte. In Riesenschritten eilt er auf die Stelle zu. Das Bedürfnis, zu retten, zu trösten, erfasst ihn. Da hat er auch schon die blutige Hand ergriffen, die sich aus dem Schlamm ihm hilfesuchend entgegenstreckt.

„Wilhelm, du?“ flüstert eine röchelnde Stimme.

Der Schein der Taschenlampe blüht auf und leuchtet gespenstisch in das totenbleiche, beschmutzte Gesicht des Kürassierwachtmeisters Karl Ramroth.

„Du — du — Karl?“ Zitternd kommt es ängstlich fragend über Wilhelms Lippen, „du hast hier mitgekämpft, zu Fuß gestritten?“

„Ja, — zu Fuß, Wilhelm, — und doch fand ich beinahe den ehrlichen Reiterstod. Es ging Mann gegen Mann, Auge um Auge nach redlicher Reiterart, — wenn auch zu Fuß. Nicht gegen unsichtbare Gegner und mörderische Maschinen wurde gekämpft, wie das in diesem schrecklichen Kriege Brauch geworden ist. Nein, wir haben gekämpft — es galt noch der Mann.“

„Sei ruhig, lieber Karl, du regst dich auf. Alles habe ich gesehen — alles! O, es war schrecklich! Feldgrau und Rot, alles ein Knäuel.“ — Nacht. —

Sanitätsmannschaften suchen die Walfstatt ab. In der Kirche des zerflossenen Dorfes liegen lange Reihen Toter. Sie haben Zeit, ihnen hilft nichts mehr. Die Sterbenden und Verwundeten werden zum Feldlazarett geschafft, darunter befindet sich auch Karl Ramroth.

Am frisch angelegten Soldatenfriedhofe, wo täglich Beerdigungen in letzter Zeit stattfanden, zieht die Trainkolonne geheimnisvoll vorbei. Kein Licht, keine Laterne ist angezündet — Licht wäre ein Verrat an sich selbst und bald würden französische Granaten kommen. Der Trainleute Pflicht ist hier getan, die Wagen sind leer. Doch eine neue Aufgabe harret ihrer, denn es gilt neues Material von der nächsten Eisenbahnstation an die Front zu schaffen. Also zurück. —

Am Mittag des folgenden Tages wird die Kolonne wohl wieder zurück sein. Wilhelm wünscht dies, obschon er weiß, daß unter diesen Umständen die ganze Nacht durchgefahren werden muß. Aber was liegt daran, das erstemal wäre es ja nicht, wo dies geschähe. Er hat in Erfahrung gebracht, daß morgen nachmittags die Toten beerdigt werden und gar zu gern möchte er dabei sein, schon aus dem einen Grunde, weil er dann die Toten in Augenschein nehmen kann; vielleicht ist doch ein Bekannter darunter.

Der stillgenährte Wunsch Wilhelms geht in Erfüllung. — Bahre auf Bahre trägt man herbei, gliedert sie in langen, traurigen Reihen. Frische Gräber sind aufgeworfen, an Platz wurde nicht gespart. Soldaten mit beschmutzten Uniformen, harten Zügen und struppigen Bärten, stehen stumm, sinnend herum, teilnahmsvoll hängt ihr Blick an den toten Brüdern. Auch Wilhelm befindet sich unter den Trauernden. Er steht an der mit Blut

bedeckten Bahre seines Freundes — Karl Ramroth ist in der Nacht seiner schweren Verwundung erlegen.

Nun kommt der Feldgeistliche. In Uniform hält er seine Leichenrede; die Worte paden. Manch Kriegerauge wird feucht, doch alles geht schnell. Die anwesende Infanteriekapelle spielt vaterländische Weisen, die umstehenden Offiziere und Mannschaften singen mit. Und dann knattern die üblichen drei Ehrensäulen über das Feld — die Beerdigung ist vorüber. Nun kann man sie mit fremder Erde bedecken, die nie ihre Heimat wiedersehen werden. Schlicht und einfach war die Feier. Einen Tannenzweig legt Wilhelm aufs Grab seines Kameraden. Weiter kann er nichts für Karl tun. Dann tritt er tiefbewegt ab, indem er noch einen letzten Freundesblick auf die Stelle wirft, wo Karl ruht, die Stelle, die das Tannenzweig und ein schlichtes Holzkreuz mit dem Kürassierhelm schmückt.

Noch eins bleibt für ihn zu tun übrig: er hat sich verpflichtet, der Frau seines Kameraden die letzten Worte ihres Mannes zu übermitteln. Schwer wird's ihm allerdings werden — aber es ist Freundespflicht. Ein paar verweinte Augen mehr in dieser ernsten, blutigen Zeit, in welcher ganze Tränenströme fließen, ein deutsches Frauenherz mehr, das bricht. Die Zahl derer, die schon so unermeßlich groß. — — —

Bei den Gefangenen in Wünsdorf.

Wer kennt Wünsdorf? Die wenigsten werden bisher von der Existenz dieses Ortes etwas gewußt haben; kennt es doch kaum der Berliner — er müßte denn irgendwie mit der Armee zu tun haben —, und doch ist dieser Platz, der jetzt des Interessanten so viel bietet, in einer Stunde von Berlin mit der Zossener Vorortbahn zu erreichen.

Schon die Einfahrt in das große Lager gewährt einen überaus interessanten und malerischen Blick. Da zieht sich am Bahnkörper ein hoher Stacheldrahtzaun entlang, auf dem in wahrhaft südändischer Buntheit und Ungeniertheit die allerintimsten Bekleidungsstücke zum Trocknen aufgehängt sind; sie gehören den Kriegsgefangenen, von denen hier an die zwanzigtausend untergebracht sind. Ein gar buntes und sehr wechselreiches Bild bietet sich dem Auge des Beschauers, wenn er vom Bahnwagen aus den Blick über den weiten Platz schweifen läßt. Wasserdichte Zelte von einer Riesenslänge, auch stabile Baracken bieten guten Schutz gegen Kälte und Wetter, zwischen ihnen aber haben geschickte Hände der gefangenen Pioniere zahllose Erdhöhlen aufgeworfen, die sie mit Stroh und Tannengrün wohnlich zu machen suchten.

Und auf diesem ungeheuer weit gedehnten Platz spielt sich nun das Leben der Kriegsgefangenen ab.

Vorherrschend ist die rote Hofe des Franzosen; aus allen Truppengattungen und in allen Chargen ist er hier zu finden; aber auch Belgier sind reich genug vertreten; zwischendurch sieht man auch Russen in schmutzigem Feldgrau gleichgültig, fast stumpfsinnig dahinschlendern; auch die Pluderhose der Buaven und Turlös wird sichtbar, und sogar die malerische Tracht der Zunder und der, ach, so schmutzigen Beduinen taucht vereinzelt auf. Von einem Volk aber sieht man auch nicht einen einzigen Mann: die Herren Engländer, sie halten sich den Blicken der Besucher streng verborgen, sie bleiben stolz im Bereich ihrer Behausungen; wie sie sich denn auch von ihren Bundesgenossen nach Möglichkeit fern zu halten suchen.

Im allgemeinen aber spielt sich das Lagerleben dieser Gefangenen ruhig und gleichmäßig ab, und man hat das Gefühl, als seien alle diese Leute froh, mit gefunden Kriegen entronnen zu sein und hier in aller Seelenruhe, bei ebenfögeter Kost wie Behandlung, die friedliche Lösung der Ereignisse abzuwarten.

Am interessantesten gestalten sich wohl die Dinge an den Wirtschaftsbarracken. Welch buntes Bild eines regelrechten Feldlagerlebens. Da wird das Mittagsmahl des kommenden Tages vorbereitet. Hundert rührige Hände schälen Kartoffeln, andere schneiden den frischen, leuchtenden Weißkohl, wieder andere puzen mit großer Geschicklichkeit Kohlrüben. Meist sind es die stinken und intelligenten Franzosen, die hier verwendet werden, und sie entledigen sich ihrer Aufgabe so rund und gut, als hätten sie ihr Leben nichts anderes getan; zwischendurch finden sie sogar noch Zeit, den Zuschauern am Drahtzaun lustig zuzunicken; ein paar ganz junge, wirklich fesch aussehende Pariser riesen einigen ganz erstaunt zusehenden jungen Mädchen einige recht galante und schmeichelhafte Worte zu, was ihnen allerdings sofort eine energische Rüge des wachhabenden Landsturmmannes eintrug.

Mit Interesse nahm ich wahr, daß, so schwer es den Leuten werden mag, schon vereinzelt deutsch gesprochen wird, und recht spaßhaft klang es, wenn einer der Franzosen bei der Aussprache von „Kohlrüben“ und „Weißkohl“ natürlich den Ton auf die letzte Silbe des Wortes legte. — Auch die Handwerker unter den

Leuten finden genug Beschäftigung, natürlich gegen entsprechende Bezahlung; so sah ich einen französischen Tischler, der eben die letzte Hand daran legte, ein Schilderhaus herzustellen.

Ein paar ganz gewöhnliche Kothöfen aber haben sogar eine „liegende“ Trinkhalle errichtet, allerdings gibt es nur Kaka, manchmal auch Schokolade, und zwar ist man bestrebt, den Kameraden die Getränke zum Selbstkostenpreis zu liefern; der Becher soll nämlich nur fünf Centimes kosten. Man glaube nun aber nicht, daß zur Herstellung dieser Sachen etwa großartige Vorkehrungen getroffen sind, nein, auf freiem Felde, unter zusammengetragenen Steinen und bei offenem Feuerchen werden die Getränke unter großer Mühe hergestellt, nur eben, um dem ewigen Einerlei des Lebens einige Abwechslung zu geben.

Als die Sonne zu sinken begann, machte ich mich auf den Weg, um auch von dem Heerlager in Zossen noch etwas sehen zu können. Unterwegs im Walde traf ich wieder einen Trupp arbeitender Franzosen; es waren Leute vom 129. Linienregiment, die unter Aufsicht unserer würdigen Landsturmänner kleines Holz sammelten und es in leichten Bündeln nach dem Zossener Lager hineintrugen, und auch hier wieder machte ich die Erfahrung, daß diese meist jüngeren Leute ruhig und mit ihrem Schicksal zufrieden schienen; ja, einige von ihnen, mit frischen, lebensfrohen Mienen, lächelten mich so lustig und zutraulich an, als müßten sie sogleich eine heitere Zwiesprache mit mir beginnen, nur das ernste Gesicht des Wachmannes hielt sie wohl davon ab.

So kam ich denn in das umfangreiche Lager von Zossen. Auch hier sind, abseits vom Treiben des Heerlagers, circa sechstausend Franzosen untergebracht, nicht aber, wie drüben in Wünsdorf, im freien Lager, sondern hier sind sie im sogenannten Winterlager, das ihre Bewegungen insofern etwas einengt, als sie sich hier nur innerhalb des von den Baracken geschaffenen Platzes bewegen können; dafür aber haben sie hier auch nicht die vielen Blide neugieriger Besucher zu fürchten, weil der Zutritt naturgemäß nur in beschränktem Maß erlaubt wird.

Aber auch hier macht sich — abgesehen von einigen allzu nervösen Franzosen — allenthalben Ruhe, ja sogar schon eine gewisse Behaglichkeit geltend. Hat man doch hier schon zur Unterhaltung aus den Kreisen der Gefangenen eine regelrechte Zeitung gegründet; natürlich erscheint sie nur „nach Bedarf“, und ebenso natürlich nicht gedruckt, sondern auf „heftographischem“ Wege vervielfacht; aber sie bietet ihren Lesern für fünf Centimes des Interessanten genug und ist im besten Französisch geschrieben. „Das Echo von Zossen“ nennt sich dies Blatt, und es beweist, daß der Herr Zensor — der Kommandant des Heerlagers — ein Mann von Geist und Humor ist.

Mit Freude habe ich dann bei dem Rundgang festgestellt, daß auch diese Herren Gefangenen einen recht ansehnlichen Appetit entwickeln müssen, wofür die Berge von Weißkohl und Kohlrüben und die lange Reihe der hohen Kartoffelmieten ein sehr bereedtes Zeugnis ablegen.

Zu meinem Erstaunen fand ich hier auch eine größere Anzahl Zivilgefangener aus Frankreich und Belgien; es sind fast sämtlich jüngere Männer, die gerade in dem Augenblick gefangen genommen wurden, als man sie „drüben“ in Uniform stecken wollte; einige von ihnen sollten sich als Franktireurs betätigt haben, aber die eingeleitete Untersuchung konnte sie der Teilnahme an den Verbrechen nicht überführen, und so kamen sie mit dem Leben davon, wurden aber, da sie doch hinreichend verdächtig waren, der Vorsicht wegen hier mit festgenommen, was auch durchaus berechtigt erscheint, wenn man sich die zum Teil recht verschmierten Gesichter dieser Leute ein wenig genauer ansieht.

Als sich meine Augen dann an den vielen Tausenden der Kothöfen reichlich müde gesehen hatten, war es mir wie eine ganz besondere Wohlthat, daß ich nun auf der anderen Seite des Heerlagers einen Blick auf den Exerzierplatz tun konnte, wo die jungen Rekruten in ihren schlichten, ersten Uniformen stramm und schneidig ihre Übungen machten; es sind prachtvolle Gestalten voll Kern und Kraft, und aus den jugendlichen Augen leuchtete so viel Lebensfreude und Enthusiasmus, daß man getrost denken durfte: „Lieb Vaterland, laßst ruhig sein!“

Billige Nahrungsmittel.

Von Gustav Heil.

(Nachdruck verboten.)

Auch die Wanderer und die Jugend können zur Verminderung der Haushaltungskosten, bei der Volksernährung im Kriege, aber dann auch weiterhin tätig sein. Zumal sind es die Wanderer

und diejenigen, die viel hinausgehen in die freie Natur. Die sich schon Kenntnisse unserer wildwachsenden Pflanzenwelt erworben haben, können diese schon praktisch verwenden, und wer darin noch zurück ist, wird diese schöne heimische Flora bei solcher Tätigkeit schon schneller kennen lernen. Denn es handelt sich hier darum, wildwachsende Pflanzen zu sammeln und mit heim zu tragen, die in der Küche so gute Verwendung finden können. Wie sehr dadurch die Spaziergänge und Wanderungen ins Freie an Interesse und Wert gewinnen, das wird die Jugend schon recht bald selbst herausfinden und — sparen lernen.

Darum frisch hinaus! Und schaut euch mal die Wiesen etwas genauer an. Den Löwenzahn, *Taraxacum officinale*, im Volksmunde vielfach Kettenblume genannt, weil die kleinen Kinder aus den hohlen Stengeln Ketten zu verfertigen wissen, beachten wir zuerst. Seine Blätter, gebleicht, geben einen gesunden, feinschmedenden Salat, den wir nicht nur hin und wieder auf dem

Markte, sondern auch schon in den Delikatessengeschäften sehen. Häufig ist die Pflanze unter einem Maulwurfsbügel versteckt, und da sind die Blätter hübsch goldgelb gebleicht. Sie sind leicht und sauber aus ihrer Dunkelheit herauszunehmen und wandern rasch in den Kuchel. Es stehen aber noch so viele Pflanzen umher, die gebleicht werden können. Sie werden entweder mit Erde bedeckt oder noch besser mit flachen Steinen oder Scherben. Bei einem der nächsten Spaziergänge sind sie zum Schneiden fertig, und wieder gibt's einen herbschmedenden, gesunden Salat.

Nun gibt es an einigen Stellen in Gräben mit klarem Wasser einen Edelsalat, den zu entdecken sich schon ein wenig oder gar viel Aufmerksamkeit lohnt. Es ist die aus der Blumenstadt Erfurt her bekannte Brunnenkresse, *Nasturtium officinale*. Wenn es sonst noch nichts Grünes im Garten und draußen zu ernten gibt, dann ist die so aromatisch fein schmedende und gesundheitlich so wertvolle Brunnenkresse bereit, unsern sich nach frischem Grün sehnennden Magen zu erquicken. — Einen dritten Salat liefert der Frühling. Die jungen Triebe des auch bei uns in den Wäldern vorkom-

menden, oft auch in den Sträuchern, an den Gräben undhängen wuchernden wilden Hopfens, *Humulus lupulus*, sind es, die einen feinen Salat abgeben. Diese Triebe werden abgekocht und dann wie jeder andere Salat zubereitet; als Beilage ausgezeichnet.

Man kann auch ohne Gartenbeet Kornsalat, Rapunzel, Feldsalat, Mauesohr ernten. Der Name sagt es schon, daß der Salat auf dem Felde, besonders im frühen Frühjahr, auf den jungen Kornfeldern wächst. Da läßt er sich, wenn man mit Vorsicht und Erlaubnis des Aderbesizers auf den Feldern sucht, recht gut austreten, denn dort gilt er nur als Unkraut. Früher wurde er vielfach von Frauen gesucht und in der Küche gebraucht oder zum Markt gebracht. Durch die wirksamere Aderkultur kommen Unkräuter aber heute nicht mehr so reichhaltig vor wie früher, es sei denn, daß ein Ader ungepflegt ist.

Ein hochfeines Edelkräutlein kommt jetzt an die Reihe. Wie köstlich mutet uns schon sein Name an: der Waldmeister, *Asperula odorata*. Am liebsten wächst er in Buchenwäldern und verrät seinen Standort oft schon durch den feinen Duft, den er ausströmt. Beim Waldmeister denkt man nun zunächst an den Maitrank, die köstliche Maibowle. Unser Thema betrifft aber solche überflüssigen Köstlichkeiten nicht, und dennoch soll auch der Waldmeister der Sparsamkeit dienen. Es läßt sich nämlich aus seinen frisch gepflückten und getrockneten Zweiglein ein gar edler und aromatisch duftender und schmedender Tee bereiten, der die weniger gesundheitlich nützenden chinesischen Tees überflüssig macht. Und der Waldmeistertee ist köstlich wie ein Maitrank.

Der Waldmeister kommt bei uns wildwachsend nicht zu häufig vor. Schon die Nachstellungen nach dem lieben Pflänzlein tragen nicht zu seiner Verbreitung bei. Aber wer einen Garten hat, schon ein kleines Stücklein, der kann ihn dort recht leicht ziehen, er lohnt das Stüchchen Erde, das ihm zugewiesen wird.

Dabei denken wir auch an den Pflanzen- und Naturschutz, der bei diesem Freiern ausgeübt werden kann. Da muß besonders mit den nicht häufig vorkommenden Pflanzen behutsam umgegangen werden. Denken wir z. B. an den Waldmeister, der durch das Raubpflücken, durch das Ausreißen der Stengel samt den Wurzeln, an manchen Stellen schon ganz ausgerottet ist. Werden die duftenden Zweiglein behutsam abgeschnitten, und werden der Pflanze noch genug derselben belassen, so schaden wir ihr nicht. Ja, man kann sogar für ihre Weiterverbreitung durch Ausfaat oder Verpflanzen sorgen, zum Nutzen der Pflanze und des eigenen.

Und nun wenden wir uns einer allgemein verachteten Pflanze



General v. Pfanzner-Battin,
der Führer der österreichisch-ungarischen
Armeegruppe, die die Bukowina besetzte.
Bot. Frankfurt

zu und lernen ihre recht guten Eigenschaften kennen. Die Brennessel, *Urtica dioica*, kann sogar zur Volksernährung beitragen. Im April, bei früher Frühlingswitterung sogar schon im März, können die jungen Triebe dieser Pflanze geschnitten werden (mit behandschuhten Händen). Sie geben, fein gewiegt und wie Spinat zubereitet, ein nicht nur sehr wohlschmeckendes, sondern auch ein gesundheitlich wertvolles Gemüse, denn es wirkt blutreinigend, besonders auch reinigt es Lunge, Brust und den Magen. Wenn wir bedenken, wie häufig die Brennessel an manchen Orten, z. B. in Wäldern und an Obststellen vorkommt, wieviel Nutzen sie besonders in der gemüsearmen Zeit im Frühling bei der Volksernährung stiften kann, dann sollte man doch dafür Sorge tragen, daß die Nutzenanwendung der Brennessel in den weitesten Volksschichten bekannt wird. Mancher wird wohl sich vor dem „Brennen“, das beim Berühren der Blätter sich empfindlich zeigt, scheuen. Plüückt man die jungen Triebe aber mit geschützter Hand, werden diese vor dem Zubereiten, nachdem sie in kaltem Wasser gewaschen wurden, mit einem Guß heißen Wassers überbrüht, dann ist die Kraft der Brennhaare sofort vernichtet.

Zu dem Salat und dem Gemüse, das die Natur uns freigiebig bietet, gesellen sich noch die Pflanzen zu einer köstlichen und gesunden Frühlingsuppe. Es sind zunächst die Blätter und Triebe der vorgenannten Kräuter. Dann kommt noch die Schafgarbe, *Achillea millefolium*, die Blättchen des bitteren Schaumkrautes, *Cardamine amara*, das wie die Brunnenkresse im Wasser wächst und oft mit dieser verwechselt wird; außerdem kommen auch sonst noch Blätter, der Frühlingsgemüse und Salate des Gartens hinzu, wenn es etwa an dem einen oder anderen der wildwachsenden Kräuter mangeln sollte. Wir sehen also, von März oder April ab braucht keiner ohne ein wenig Pflanzensätze für Mutters Küche von seinen Wanderungen heim zu kommen, und dieses Suchen nach solchen Schätzen macht den Aufenthalt in der freien Natur nur noch köstlicher.

Mit dem Suchen nach Frühlingskräutern ist die schöne Tätigkeit des Sammelns aber noch nicht abgeschlossen. Der Sommer und Herbst bringen der Schätze noch mehr.

Da sind zunächst Blätter, die zur Teebereitung anstatt Kaffee dienlich sind, also dieses teure und gesundheitlich nicht einwandfreie Genußmittel aufs beste ersetzen. Junge Brombeerbblätter, Waldmeister, Brunnenkresse tun hier guten Dienst. Man wird sie zu schätzen wissen, wenn man nur einmal den Versuch damit gemacht hat. Es werden ja Suppen anstatt Morgenkaffee empfohlen. Das ist vielleicht unserer Jugend nicht nach Geschmack, darum sammeln sie selbst, was den Kaffee ersetzt. Wie bekommt da auf einmal die Pflanzenwelt draußen ein anderes Gesicht. — Dann kommen all die Kräuter in Betracht, die als Heilmittel gelten, alte Hausmittel, denen man sich heute wieder mit Erfolg zugewendet hat. Und darin ist unsere engere Heimat gewiß nicht arm. Manche Erparnis ist durch das Sammeln von verschiedenen Heilkräutern zu machen, und sollten solche Vorräte in keinem Hause fehlen.

Unsere Bilder

Ein Flugzeug mit Bombenwerfer. Die Geschosse sind unterhalb des Flugapparates angebracht und eine mechanische Vorrichtung bringt sie im gegebenen Moment zum Herabfallen.

Der Sohn des Oberkommandanten der türkischen Armee gegen Ägypten als Schüler in Berlin. Ahmed Djemal, Sohn des Djemal Pascha, des Oberkommandanten der türkischen Armee, die gegen Ägypten kämpfen soll, erhält seine Ausbildung in Deutschland. Der intelligente 15jährige Schüler besucht zurzeit das Hohenzollern-Reform-Gymnasium in Schöneberg.

Der erste weibliche Militärarzt in Österreich. Nach dem Beispiel Deutschlands, das bereits vor längerer Zeit eine Dame als Militärärztin angestellt hat, hat jetzt auch die österreichisch-ungarische Militärverwaltung eine Dame, Frau Dr. Lankeš-Burian, als Militärärztin verpflichtet. Die Dame ist in dem Militärlazarett des Rudolfinums in Prag tätig.

Allerlei

Jagdpech. A.: „Wie war es denn heute auf der Jagd, Herr Huber, haben Sie viele Hasen geschossen?“ — B.: „Geschossen genug, aber die Hubers sind nach jedem Schusse aus Furcht davongelaufen.“

Nach Gewicht. „Sie fahren wohl mit Ihrer ganzen Familie nach Vrietenbad?“ — Ja, vierhundert Kilo sitzen noch im Nebencoupe.“
Erstauflage Leistungen von Sanitätshunden. Während der Winterschlacht in Masuren hat eine Schäferhündin an einem einzigen Vormittag 31 verwundete Soldaten unter der Schneedecke gefunden, die sonst elend ums Leben gekommen wären. — Unerreicht dürfte dasjenige die Leistung der leider durch eine russische Kugel getöteten Dobermannhündin „Hilba“, die nach einer einzigen Schlacht mehr als 100 Verwundete in dem zerklüfteten Gelände auffand und vom sicheren Tode rettete. — Manche Hundeführer haben mit ihren Kriegshunden auch glänzende Erfolge erzielt bei der Ausfindigmachung von Schlachtfeldhyänen oder von versteckten geflüchteten Russen.

Gemeinnütziges

Kirscheise. Saure Kirschen werden mit Zucker und ganz wenig Wasser weich gekocht. Die Kirschen werden mit einem Schaumlöffel aus der Brühe genommen und die Brühe dann mit wenig Kartoffelmehl verdicke. Statt des Kartoffelmehles kann man auch Gelatine nehmen. — Auf das halbe Liter Saft rechnet man 6 bis 7 Blatt rote Gelatine.

Wo sich Wildtriebe und Wurzelschößlinge an Obstbäumen zeigen, da müssen diese immer bald entfernt werden. Wartet man dagegen mit dem Beseitigen bis zum Herbst oder Frühjahr, so entziehen die Triebe dem Baume ziemlich viel Nahrung, welche besser der Krone und den Früchten zuteil geworden wäre, außerdem entstehen auch durch das Beseitigen bedeutend größere Wunden.

Das Schröpfen ist bei jungen Steinobstbäumen angebracht, wenn sie an Gummißfluß leiden und dieser durch übermäßige Nahrungszufuhr hervorgerufen wurde. Durch die Schröpfenmittel verschafft man übermäßig andrängendem Saft einen Ausweg und der hier austretende Abschuß wird zur Verheilung der durch das Schröpfen entstandenen Wunden passend verwendet.

Das Abfallen der jungen Früchte nach der Blüte bei Obstbäumen hat seinen Grund fast immer darin, daß es dem betreffenden Baume an Wasser fehlt; er ist nicht imstande, die schwellenden Früchte in genügendem Maße mit Wasser zu versorgen, deren Stielen infolge dessen austrocknen und abfallen. In sandigen Böden sind namentlich Birnen dieser Gefahr ausgesetzt und es empfiehlt sich daher hier, bei trockener Witterung mit Wasser nachzuhelfen.

Als guter Bodenbelag für Geflügelhöfe hat sich in Sand verlegtes Ziegelpflaster erwiesen. Nach dem Abtragen des Ziegelschutt wird das Geflügel mit Wasser nachgeholfen.

Ein vorteilhafter Dünger für den Weinstock ist der Abfall bei der Wollfabrikation. Es ist viel Stickstoff darin. Da er sich nur langsam löst, hält seine Wirkung lange vor. Soll der Stickstoff im Wollabfall schneller wirken, so übergießt man den Abfall mit verdünnter Schwefelsäure, mischt die ganze aufgelöste Masse mit Thomasmehl und bringt sie in den Boden.

Rätsel.

Such' im Gesicht das Rätselwort,
Nimmst du den Kopf ihm doppelt fort,
So wird's die Krankheit heben,
Wenn's dir der Arzt gegeben.

Fritz Guggenberger.

Logogriff.

Mit H suchst du es gerne auf,
Nach Westen geht mit M sein Lauf.
Gibt du ein R vorangestellt,
Dann findest du es auf dem Feld.
Und wird es mit dem N genannt,
Dann war es Stadt im Morgenland.
Julius Fald.

Schachlösungen:

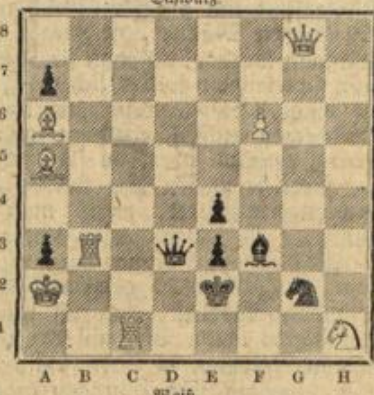
Nr. 130. 1) L f 8—h 6 etc.
Nr. 131. 1) D a 8—a 1 etc.

Wichtige Lösungen:

Nr. 118. Von R. Schröder in Kirchen-
lamy.
Nr. 120 u. 121. Von G. L. Nittmayer
in Forchheim.
Nr. 122. Von E. Mann in Konstanz.
Nr. 123. Von R. Hausold in Witten-
berg a. M.

Problem Nr. 132.

Von S. Rabejamen.
(Münchener Rousche Nachrichten, 1908).
Schwarz.



Mat in 2 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Der Schach: Nacht, Licht, Nachlicht. — Des Homonym: Kreuz (Sternbild usw.).
Des Bilderrätsels: Viel Tropfen geben erst das Meer.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben
von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Wir sahen uns verwundert und kopfschüttelnd an. Während dann mein Diener sein Gepäck ablegte, sein Gewehr mit ostpreussischer Ernsthaftigkeit einer das Zimmerzierenden Statue des Apollo in den Arm stellte und seinen Tschako einer schallhaft blidenden Venus auf den Kopf setzte, fing ich an, die Lokalitäten genauer zu untersuchen. Das einzelne Licht erhellte spärlich den weiten und hohen Raum und die matte Beleuchtung vermehrte noch den Eindruck der Veröden und Ungemütlichkeit, obgleich die Zimmer herrlich möblirt und, wie es schien, zum Gebrauch eingerichtet waren. Mein Bursche durchschnitt die uns zur Verfügung stehende Kette, und das eine Stüd auf einem Pfeilerstück des ersten Zimmers befestigend, durchsuchte ich mit der anderen Hälfte die übrigen. Am Ende einiger großartig eingerichteter Gemächer befand sich ein prächtiges Schlafkabinett, vollständig mit dem nötigen Inventar versehen. Aber alles trug Spuren von langer Verlassenheit und fast absichtlicher Vernachlässigung. Spinnweben bedeckten die Studverzierungen der Decke und die Vergoldungen der in altmodischem Geschmack gehaltenen Wände. Die kostbaren, bis an die Decke reichenden großen Spiegel waren fast alle schadhaft, und die schwerseidenen Bezüge der Ottomane und Sessel zeigten tiefe und da Löcher, die mehr durch Gewalt als durch die Wirkung der Zeit entstanden zu sein schienen. Wer weiß, dachte ich bei dieser Betrachtung, wie hier die Stürme der Revolution gehaust haben mögen, und schon war meine Phantasie geschäftig, mir die Schreckensszenen jener Zeit vorzumalen, als die alte Wirtin, ein Tablett mit Flaschen und Gläsern in der Hand, hereintrat, während ein ältlicher Diener mit kalten Speisen folgte. Meines Burschen Züge begannen sich zu erheitern und von dem Lager aufspringend, das er sich von den Polstern eines Sofas in einer Zimmerecke bereitet hatte, half er jetzt mit ungeschickter Eile den Tisch herrichten. Nachdem die Alte sich über die mangelhafte Bewirtung im Namen des Hausherrn mit der plötzlichen Überraschung entschuldigt hatte, wünschte sie uns guten Appetit und angenehme Ruhe. Unsere Mäßigkeit war leidlich, besser noch mundete uns der Wein, und nachdem wir tüchtig gespeist hatten, gab es für uns nichts Wünschenswerteres als den Schlaf, der uns denn auch bald in seine Arme nahm.

Am folgenden Tage ließ ich dem Hausherrn meinen Besuch anmelden, der auch nicht zurückgewiesen wurde, obgleich Herr de Brancailles, nach der Versicherung der Alten, sonst ungern mit fremden Personen verkehrte. Es war ein bejahrter Mann, groß und hager. Die stark gezeichneten Züge mochten Zeit und Ungemach noch schärfer ausgeprägt haben, und die gebeugte Haltung des Kopfes, den wenige graue Locken umgaben, half den ernstesten Eindruck vollenden, den die ganze Erscheinung des Mannes und seine Umgebung machen mußte. Gleichwohl empfing er mich freundlicher, als ich demnach erwartet hatte. Ich fand ihn von der politischen Lage seines Vaterlandes wohl unterrichtet, auch war er ziemlich frei von den Vorurteilen seiner Nation. Am meisten war mir der wenig verhehlte Haß auffallend, den er gegen Napoleon zeigte und der zuletzt in schmerzlich trüben, vielleicht durch bittere Erinnerungen geweckten Ernst überging, so daß ich es am passendsten hielt, meinen Besuch abzuberechen.

Der Mann hatte mein ganzes Interesse erregt. Sein Alter und die Zeiten, welche er durchlebt, ließen mich vermuten, daß ihm ungewöhnliche Schicksale begegnet sein mußten, und er zog mich mit derjenigen Teilnahme an, die man bei Personen, die viel erfahren haben, meist empfindet. Obgleich es mir in der Folge gelang, sein Vertrauen zu gewinnen, so blieb mir doch seine Vergangenheit immer noch unbekannt, ja, es schien, als wenn sich sein Inneres bei einer Hindeutung schmerzlich zusammenziehe und verschließe. Als ich einst die Frage an ihn richtete, ob er dieses Haus schon vor der Revolution bewohnt habe, antwortete er, daß er es erst seit einigen Jahren besitze, indem er es von einem Bruder, der es kurz nach der Revolution angekauft, geerbt hätte. Es fiel mir hierbei auf, daß er das Hauptgebäude mit fast ängstlicher Scheu umging, und als ich ihn fragte, wie es komme, daß er das weitläufige Haus mit nur einer Wirtin und einem Diener bewohne, antwortete er nach einigem Nachdenken:

„Diese kleine Wohnung zu ebener Erde, welche mir genügend Luft und Sonne gewährt, ist meinem Alter und Bedürfnis angemessen. Weiter würden mir nur Unruhe und Ungelegenheit verursachen, die meiner Stimmung wenig zusetzen, und so zog ich denn vor, meine Einsiedelei hier aufzuschlagen; ich habe nichts geändert und alles so gelassen, wie ich es eben fand.“

„Das erklärt es freilich,“ nahm ich von neuem das Wort, „wie so vieles, was in der oberen Etage wahrscheinlich die Spuren wilder Vorgänge trägt, in seiner Herfürung geblieben ist.“

„Sie sagen mir da etwas Neues“, entgegnete Brancailles lebhafter als gewöhnlich. „Es kann wohl sein, daß da oben wenig geschehen ist. Die Luft jenes Hauses ist aber so ungesund für mich, daß ich mich niemals näher mit seinem Inneren bekannt gemacht habe.“

„Wie?“ rief ich mit Verwunderung, „Sie waren niemals da oben?“

„Rein!“ erwiderte er mit barscher Stimme, „außer einmal in meinem Leben! — Aber früher, vor langer, langer Zeit — doch das kann für Sie, mein Herr, kein Interesse besitzen!“

Unser Gespräch fand in der Laube des schön gelegenen Hausgartens statt, und nachdem er die letzten Worte geäußert hatte, stand er von der Bank auf und ging mit starken Schritten eine Kastanienallee hinunter; als er dann zurückkam, hatte ich nicht den Mut, das Gespräch wieder anzuknüpfen, das ihn so heftig aufzuregen schien. Die Lebensweise des Mannes war in jeder Beziehung die denkbar einfachste. Er ging nur aus, um an schönen Abenden ein Stündchen im Garten des Luxemburg zu promenieren. Auch kamen nur wenige Leute ganz eigener Art zu ihm; es waren dieses Personen, die wie die Trümmer einer entschundenen Zeit aussahen, Veteranen der Revolution, Menschen, die bereits ein reifes Alter erreicht haben mußten, als jene Stürme über sie kamen, in denen sie ihr ganzes Lebensglück verloren zu haben schienen; gramgebeugte Gestalten, die sehr oft noch die Spuren edlen Anstandes trugen.

Das schöne, selbstbewusste Aussehen der deutschen Truppen, nicht minder ihre kriegerische Haltung und ihre treffliche Disziplin waren ihm aufgefallen. Er sprach mit Lob und Verständnis davon.

„Ich habe,“ setzte er hinzu, „Ihre Nation stets geschätzt und ich glaube sie nicht besser ehren zu können, als wenn ich sie eine reine Nation nenne, rein von den Lasten des Hasses und der Rachsucht, die die Geschichte so manches andern Volkes besiedeln, Leidenschaften, zu denen das deutsche Volk von allen Bewohnern Europas am wenigsten hinzuneigen scheint.“

„Ich habe,“ entgegnete ich lächelnd, „noch niemals darüber nachgedacht; dürfte es aber erlaubt sein, von dem Ganzen auf den einzelnen zu schließen, dann glaube ich freilich in mir selbst wenig Anlage zu Regungen solcher Art zu empfinden!“

„Wünschen Sie sich Glück dazu, mein junger Freund!“ fiel mir der Alte mit Lebhaftigkeit in die Rede, „danken Sie Gott für diese glückliche Naturanlage! Und was Ihnen auch auf Ihrem Lebenswege bestimmt sein möge, hüten Sie sich, den Empfindungen des Hasses und der Rachsucht jemals Raum zu geben! Es sind entsetzliche Leidenschaften, um so entsetzlicher, als der menschliche Egoismus sie stets mit den triftigsten Gründen zu unterstützen weiß. Glauben Sie mir,“ fuhr er aufseufzend fort, „die innigste, bitterste Reue vermag nicht die Taten des blinden Hasses ungeschehen zu machen, noch ihre Erinnerung in dem eigenen Herzen zu tilgen, und diese Leidenschaft wendet, nachdem sie das Leben vergiftet hat, ihren Stachel gegen das Herz selbst!“

Trotz dieser trüben Betrachtungen gab es doch Augenblicke, wo ihn eine seltsame Begeisterung zu ergreifen schien. Eines Tages vernahm ich, daß Napoleon sich nach den nordamerikanischen Freistaaten begeben wolle, und bei der Mittagstafel erzählte ich ihm davon.

„Nimmermehr,“ rief er mit Festigkeit, „würde man ihn dort ohne weiteres aufnehmen. Der Himmel wolle es verhüten, damit doch noch ein Land auf der Erde bleibt, wo die heilige Freiheit ihre Tempel zu bauen vermag. Europa, das unglückliche Europa, war nicht würdig, diesen himmlischen Gast zu schützen!“ Er sagte diese Worte mit unbeschreiblichem Ausdruck, wobei ein geistiges Feuer seine Züge belebte. „Wundern Sie sich nicht, mein junger Freund,“ fuhr er fort, „daß mein verträumtes Auge bei dem Gedanken an längst aufgegebenen Ideale sich mit Tränen der Sehnsucht füllt. Ach, wenn Sie wüßten, wie viel ich unter den Freitauern gelitten habe, worin blinde Willkür und der Mißbrauch der Macht mein unglückliches Vaterland gestürzt haben!“

Derartige Äußerungen, welche sich in meinem täglichen Umgange mit Brancailles oft wiederholten, hatten mein Interesse an dem Alten immer mehr erhöht, nicht minder auch mein Verlangen verstärkt, etwas Näheres aus seinem Leben zu erfahren. Er mochte dieses schon lange vermutet haben, denn als ich einst zu der gewohnten Stunde kam, ihn zu einem Spaziergange abzuholen, ihn jedoch etwas angegriffen fand, sagte er:

„Ich fühle mich heute nicht ganz wohl, um auszugehen, und ich hatte bereits die Absicht, Sie einzuladen, den heutigen Abend bei mir in meinem Garten zuzubringen.“

Ich willigte freudig ein und mir mit Rührung die Hand drückend, sagte er:

„Es ist sehr gütig von Ihnen, daß Sie auf Ihren gewöhnlichen Spaziergang mir allem Mann zuliebe verzichten wollen, und es ist nun um so mehr meine Pflicht, Ihnen das Opfer zu vergüten, indem ich auf andere Weise zu Ihrer Unterhaltung beitrage. Längst glaube ich den Wunsch, etwas aus meinem Leben zu hören, in Ihren Augen gelesen zu haben. Ich wartete nur auf eine willkommene Stunde zu einer solchen Mitteilung. — Nun denn, Marlon,“ sagte er zu der alten Wirtin, „trage einige Flaschen

Wein in die Kastenlaube, und Sie, mein werter Freund, beglücken Sie mich dahin."

Nachdem wir daselbst Platz genommen hatten, begann Brancailles:

"Ich entstamme einer alten, einst angesehenen Familie in der Bretagne. Mein Vater war der ärmste Edelmann in der Provinz, was er trotz aller Anstrengungen, sich emporzuarbeiten, blieb. Nach wie vor war er unablässig bemüht, das kleine und unfruchtbare Besitztum anzubauen, das seine Vorfahren auf ihn vererbt hatten, und in die Seele seiner Söhne, wovon ich der jüngste war, jenen übel angebrachten Stolz auf eine alte Abkunft zu pflanzen, der bei unserer Armut doppelt auffällig erscheinen mußte. In dem haufälligen Nest, welches wir bewohnten und dem wir die Ehre erwießen, es mit dem hochtönenden Namen unseres Stammschlosses zu belegen, hatten wir nicht selten mit Entbehrungen und Bedrängnissen aller Art zu kämpfen. Ebenso oft aber ließ uns unsere Jugend diese vergessen, wenn an den langen Winterabenden, nach der kaum den Hunger stillenden spärlichen Mahlzeit wir um den guten Vater am Kamin versammelt saßen. Hier erzählte er dann mit weitschweifiger Verebtheit aus der Vergangenheit unsers Geschlechtes; ferner wies eine stattliche Figur er auf seiner einzigen Zuchtstute beim Heerban gemacht habe oder von der einzigen Reife seines Lebens, zu dem Landtage der Provinz, die ihm ein Drittel seines väterlichen Erbteils kostete. Der Reihe nach genoßen ich und meine Brüder an den Sonntagen das Vorrecht, mit dem altertümlichen Wehrgehäng des Vaters umgürtet und den verrosteten Degen an der Seite, unter seiner Obhut in der Dorfkirche zu erscheinen. Diese Auszeichnung war der Lohn und mühsam errungene Preis für unsere Fortschritte bei einem Dorfschulmeister, dem einzigen, der sich in einem Umkreise von fünf Stunden von unserm Lande befand. Unter solchen Verhältnissen aufgewachsen, trat ich mit fünfzehn Jahren in ein Infanterieregiment. Mit zwanzig Jahren noch immer im Range eines Kapitäns, ging ich auf den Rat eines Oheims in ein anderes Regiment, woselbst ich besser fortzukommen hoffte, und nach langen weiteren sechs Jahren wurde mir endlich eine Leutnantsstelle verliehen. Durch einen unglücklichen Zufall erlitt ich dann bei einer der jährlichen Übungen einen schweren Beinbruch, der mich unfähig machte, weiter zu dienen. Ich glaubte eine Versorgung beanspruchen zu dürfen und da ich mehrere meiner Kameraden ihren Abschied hatte benutzen sehen, um am Hofe ein Gesuch um entsprechende Anstellung zu unterbreiten, beschloß auch ich, mein Glück daselbst zu versuchen und mich in Person vorzustellen."

Ich begab mich nach Versailles. Nach manchen vergeblichen Schritten und viel verlorener Zeit fand ich mich eines Tages zum Iwer weiß wievielften Male im Borgemach des Ministers ein. Das Erscheinen des von den Audienznachsuchern mit Ungeduld erwarteten hohen Herrn verzögerte sich, und die meisten Schritten in dem großen Zimmer auf und ab, oder standen in dichten Gruppen in leisem und eifrigem Gespräch. Mir erlaubte die Dürftigkeit meiner Kleidung, sowie meine gänzliche Unbekanntschaft weder das eine noch das andere. In einem Winkel des Zimmers in einen Sessel gedrückt und froh, daß niemand sich um mich kümmerte, harrete ich still zusehend auf den Minister."

Da näherte sich mir ein Mann von anscheinend höherer Stellung, ein rotes Ordensband im Knopfloche seines Rockes. Er grüßte mich mit feinem Anstande, dem ein Zug von Wohlwollen beigemischt war, und sagte mit freundlichem Tone:

"Sie kommen oft hierher, mein Herr, ohne Zweifel wünschen Sie etwas von der Gnade des Herrn Ministers?"

"Ach, mein Herr," antwortete ich, angenehm überrascht, einmal jemand nach meinem Anliegen fragen zu hören, "ich wünsche nur eine sehr unbedeutende Günst. Ich bin im königlichen Dienst verunglückt und für den Militärstand untauglich geworden. Ich wäre sehr zufrieden, wenn ich irgendeine kleine Stellung bei Hofe oder eine Entschädigung erhalten könnte. Es ist für einen armen Offizier ein trauriges und demütigendes Gefühl, hier so lange vorsprechen zu müssen. Meine Geduld und meine Mittel sind nun fast erschöpft."

"O, das ist hart," nahm der Fremde abermals das Wort, "Sie haben also keine Freunde?"

"Wann hat der Arme solche?" entgegnete ich nicht ohne Bitterkeit.

"Sie sind aus der Provinz?"

"Aus der Bretagne!"

"Edelmann?"

"Einer der ältesten und ärmsten dieses an Edelleuten und Armen so zahlreichen Bezirks; mein Name ist de Brancailles!"

"Wahrlich," sagte der Fremde gerührt, "da blutet mir das Herz! Kein rechtlicher Mann kann ohne schmerzliche Betrübniß den wahren und alten Adel des Königreichs in so traurige Verhältnisse versetzt sehen. Ich nehme lebhaften Anteil an Ihrem

Wesche. Ich heiße du Cressant, und ich glaube Hoffnung zu haben, Ihre Lage zu verbessern."

"Mein Herr," antwortete ich vor Erstaunen und Überraschung, "wie komme ich dazu, womit verdiene ich, wollte ich sagen, so viel Güt?"

"Ich höre Geräusch in dem Kabinett des Ministers," fiel mir der Fremde ins Wort. "Die Audienz wird beginnen und es ist nun nicht länger Zeit zu weiteren Erörterungen. Sind Sie nach Paris zurückgekommen, so begeben Sie sich sofort in das Hotel des Herzogs von Auxonne. Dann fragen Sie bei dem Schweizer nach mir und nennen Ihren Namen, und ich hoffe, Sie für das lange, trostlose Warten schadlos halten zu können."

Mit diesen Worten grüßte er und war, bevor ich wußte, ob der ganze Vorgang Traum oder Wirklichkeit gewesen, unter den übrigen Anwesenden verschwunden."

Ich wurde bei dem Minister vorgelassen und vernahm ebenso wie früher die kalten, gleichgültigen Worte: "Ich werde sehen, ich werde mir Ihre Angelegenheit vorlegen lassen!" Diesmal jedoch mit etwas weniger Empfindlichkeit als sonst."

Ich eilte nach meiner Herberge, mit nichts andern als dem morgigen Besuche beschäftigt, und ich dankte dem Himmel in meinem Herzen für die wunderbare Fügung, durch die jetzt ein freundlicher Hoffnungsstrahl in meine trübe Zukunft fallen sollte."

Pünktlich fand ich mich am andern Tage am bezeichneten Orte ein. Herr du Cressant empfing mich mit derselben Zuversichtlichkeit, die er mir gestern erwiesen hatte."

"Nun," fragte er, nachdem ich zum Sigen genötigt worden war, "was haben Sie bei dem Minister ausgerichtet?"

Achselzuckend wiederholte ich die Antwort, die ich seit Monaten und Wochen erhalten hatte."

"Beruhigen Sie sich," antwortete mein Gönner, "der Minister tut nur für diejenigen etwas, die Fürsprecher haben, die Sie leider nicht besitzen. Desto energischer aber habe ich mich mit Ihnen beschäftigt und es fragt sich," setzte er mit geheimnisvollem Lächeln hinzu, "wer nun imstande ist, das meiste für Sie zu tun. Ich zog Erkundigungen über Sie ein und alles, was ich über Ihre Abkunft und Ihre Person erfahren habe, dient nur dazu, die Teilnahme zu erhöhen, die Sie mir eingestößt haben. Empfangen Sie hier zunächst eine kleine Entschädigung für Ihr langes, vergebliches Warten. Sie verdanken sie dem Herzog von Auxonne, dessen Geschäftsträger ich bin und dessen Teilnahme für Sie zu erregen mir gelungen ist."

Mit diesen Worten reichte er mir ein Papier, das eine Anweisung von hundert Louisdor auf eines der ersten Handlungshäuser der Hauptstadt enthielt. Diese erste Zuwendung versetzte mich in wortloses Erstaunen. Aber Herr du Cressant schien meine Dankesausbrüche nicht abwarten zu wollen."

"Es ist dieses nicht alles," fiel er ein, als ich im Begriffe war zu reden, "was man für Sie zu tun beabsichtigt; Sie sind einer der letzten Sproßlinge eines ehemals berühmten und edlen Hauses. Auf meine Vorstellungen ist der Herzog entschlossen, demselben wieder zu einem Teil seines Glanzes zu verhelfen, wenn Sie einen Vorschlag annehmen wollen, den ich Ihnen zu unterbreiten beauftragt bin. Vom heutigen Tage ist Ihnen in diesem Falle eine jährliche Rente von zwölftausend Livres zugesichert, wovon Sie ganz nach Ihrer Neigung Gebrauch machen können."

(Fortsetzung folgt.)

Sturmangriff.

Von Richard Esser.

(Nachdruck verboten.)

Alles ist wohl vorbereitet. Die deutsche Artillerie hat seit Tagen die französische Stellung beschossen, sie muß jetzt sturmreif sein. Hinter einem zerfetzten Dorfe, das fast nur noch ein Trümmerhaufen ist, diesseits der Feuerlinie, halten Munitionskolonnen und Trainsfahrzeuge. Sie stehen in Deckung und fanden sich bereits in aller Frühe, als es noch völlig dunkel war, hier ein. Der Gegner kann also nicht wissen, daß sie hier halten, auch ein französisches Flugzeug hat heute noch nicht versucht, die deutsche Stellung zu überfliegen, und so haben die rastenden Kolonnen, die Munition und Schanzzeug geladen haben, kein Granatfeuer zu befürchten."

Sorglos stehen die Mannschaften umher; keiner denkt daran, daß der beabsichtigte Sturmangriff mißglücken könnte und ihnen dann vielleicht die Gefahr der Gefangennahme droht. Sie vertrauen alle auf die Schlagkraft der deutschen Bataillone und die Tatkraft der Führer. Allein das endlose Warten wird langweilig. Die Pferde werden unruhig, und die Leute sind bemüht, die Zugtiere zu besänftigen. Dabei ist es kaltes, rauhes Regenwetter. Wagen, Pferde und Menschen sind über und über mit Schlamm beschmutzt; es regnet und stürmt immer noch. Die Straßen, fast unpasseierbar wegen des Morastes und der vielen Vertiefungen,

die einschlagende Granaten rissen, wurden zwar notdürftig ausgebessert, jedoch nützte alles nichts. In Gruppen sehen die Führer der Fahrzeuge beisammen. Es gibt Landleute und ehemalige Dienstkameraden, die sich hier durch Zufall treffen, die teilweise bei der Munitionskolonnen und zum anderen Teil beim

geigen vorbeiziehen durch Schmutz und Straßenschlamm. Ruhig und gelöst, still und ergeben gehen diese Leute dem tapferen Gegner und dem sicheren Tode entgegen. Man sieht ihnen an, es ist nicht das erste Mal, daß sie ihr Leben wagen. Kampferprobte Männer sind es, die da den Scharen dort drüben entgegenreten.

Auch unter den Infanteristen befinden sich viele Bekannte und Freunde, Verwandte und Bernstollegen der Train- und Munitionsfahrer. Es sind ja größtenteils alles Rheinländer, die meisten sind sogar am Niederrhein zu Hause, viele kennen sich also. Hundert Arme strecken sich aus dem Gliede der marschierenden Kolonne den Freunden entgegen, hundert Namen hört man rufen und hundert Menschen begrüßen sich, um einen Augenblick später wieder Abschied voneinander zu nehmen. Verschiedene Trainfahrer laufen noch eine Strecke neben der Infanteriekolonnen und halten die Hände, die ihnen entgegen gestreckt wurden, fest. Sie können sich nicht so leicht von den Bekannten trennen, die dort dem Tode entgegengehen. Es ist ein rührendes Scheiden. Keiner weiß, ob er den anderen wiedersehen wird. Ach, wie traurig und doch wie groß und feierlich ist dieses Abschiednehmen. Auf einmal Pferdegetrappel und Waffengeklirr. Eine Kavallerieabteilung rückt an. Es sind junge, aktive Soldaten, deren Augen kampfesmutig strahlen. Sie haben bisher noch nicht die Gelegenheit gehabt, sich mit dem Gegner zu messen, sie kennen den Kampf noch nicht.

„Wilhelm,“ ruft da eine alte Bassstimme, „Wilhelm alter Junge!“

Ein redenhafter Rittmeister war's, der es rief, und nun winkt er einem der Trainfahrer freundlich zu. Beide waren vor langen Jahren Studentenkollegen, Leidensgenossen, haben sich seit Beendigung ihrer Dienstzeit nicht mehr gesehen und jetzt führt der Zufall sie zusammen. Bei ein und demselben Reiterregiment haben sie gedient, wurden mit der Zeit treue Freunde und gute Kameraden und dann schieden sie voneinander.

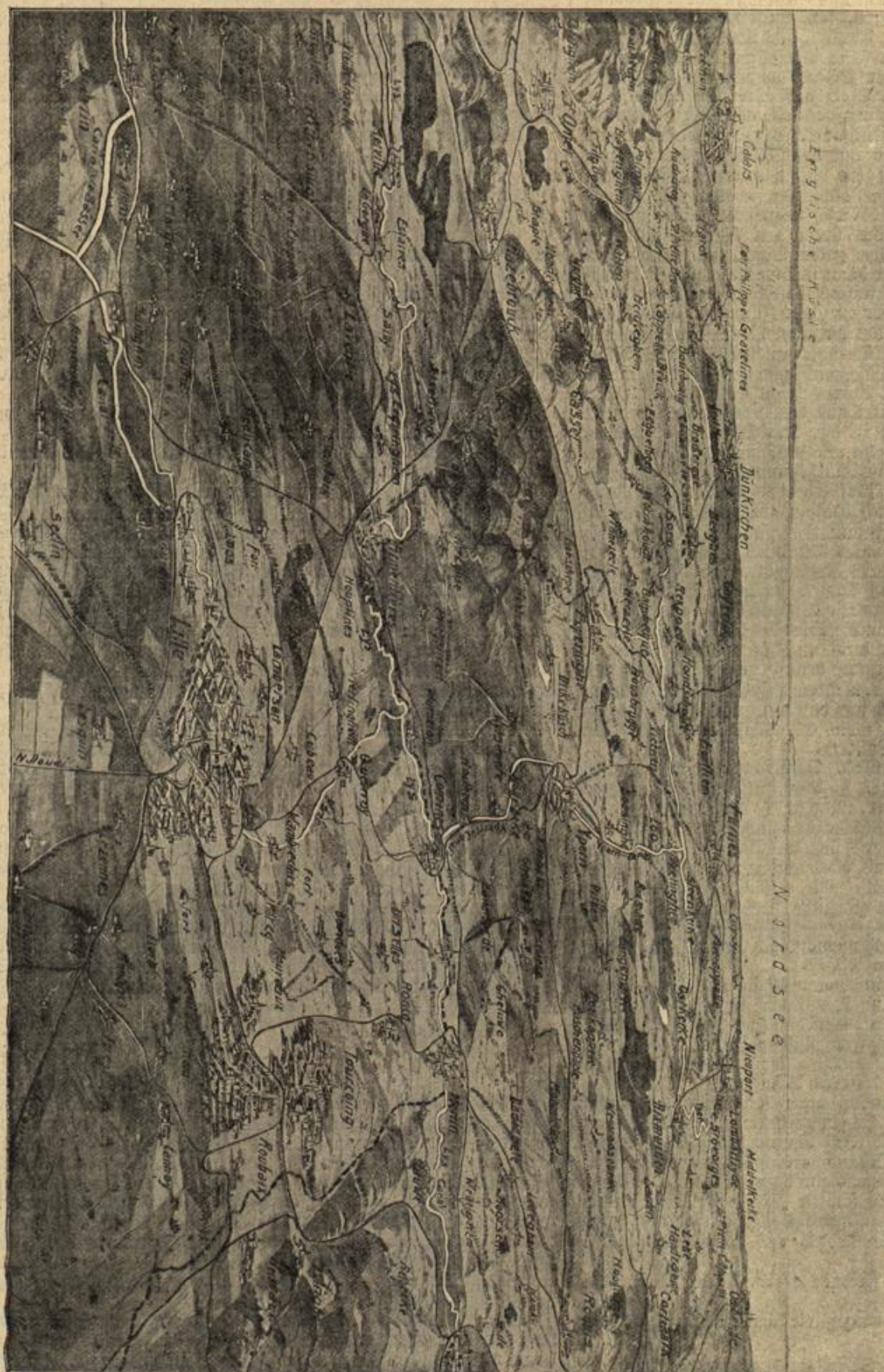
Wilhelm kehrte in seine Heimat zurück, Karl aber, der heute Wachtmeister ist, tapferster. Menschenschiedsaler. Gar viel haben sich die beiden zu sagen und

zu fragen, doch die Zeit ist kurz. Nur das, was ihnen am wichtigsten ist, wird erwähnt, nämlich Frau und Kinder, — beide sind verheiratet, beide Väter.

„Grüße deine Frau!“ — „Du die deine!“

„Wenn ich heute abend noch lebe, wird es schriftlich geschehen, Wilhelm!“

Der Kriegsschauplatz in Flandern und Nordfrankreich. Gezeichnet von B. Ruch.



Train Verwendung fanden. Gar manches gibt es zu erzählen, und so vergeht die Zeit. —

Allmählich wird's Mittag. Punkt ein Uhr soll der Sturmangriff erfolgen, jeder weiß es, und der Herzschlag eines jeden beschleunigt sich. Schon marschieren Infanterie an, es sind die Massen der Reserven, die von Kavallerie flankiert an den Fahr-